

Frankreich und die Immigration

Ausländer rein, Ausländer raus – Nicolas Sarkozys Einwanderungspolitik im Visier der Kritik

Im Frankreich von Nicolas Sarkozy ist Immigration ein zeitlos aktuelles Thema. Ein Film von Philippe Lioret liefert dazu jetzt Anschauungsmaterial, und ein Kollektivwerk bietet eine dichte Analyse.

Fährschiffe hinter hohen Gittern: Das erste Bild von Philippe Liorets Spielfilm «Welcome» gerät zum Emblem der Falle, in der der 17-jährige irakische Kurde Bilal nach einer Fussreise durch ganz Europa im französischen Calais festsetzt. Die Transportmittel, um ins gelobte England zu gelangen, liegen in Sichtweite. Aber für den jungen Mann wie für Hunderte von Schicksalsgenossen ist es fast unmöglich, an sie heranzukommen. Strenge Kontrollen verunmöglichen das Mitreisen auf einer Personenfähre. Das Trittbrettfahren auf dem Eurostar ist lebensgefährlich. Bleibt die Möglichkeit, über Menschenschmuggler für teures Geld ein Versteck in einem LKW zu ergattern. Ein entsprechender Versuch scheitert für Bilal allerdings dramatisch und traumatisch.

Szenen aus einer anderen Welt

Als Minderjähriger und als Angehöriger eines Staats im Kriegszustand ist Bilal doppelt gegen Ausschaffung geschützt. Doch stellt der Richter, der ihm dieses bescheidet, auch klar, dass man – spricht: die Staatsgewalt – ihn «mit aller Kraft ermuntern» werde, die selbsternannte Heimat der Menschenrechte schnellstmöglich wieder zu verlassen. Wie diese Ermunterung konkret aussieht, zeigt später eine Szene, in der sogenannte Ordnungshüter Sans-Papiers brutal auseinanderjagen, die bei einer Essensausgabe Schlange stehen. Eine Fiktion? Mitnichten: die traurige Wahrheit, so jüngst ein Mitgründer einer in Calais ansässigen Hilfsorganisation gegenüber «Le Monde». Tränengas und Knüppelschläge seien in der Region das tägliche Los der Migranten, schwangere Frauen und Kinder inbegriffen. «Was wir hier seit sechs Jahren erleben, ist unvorstellbar. Polizeiautos, die mit Vollgas auf einen zu rasen oder mit offenen Türen den Rückwärtsgang einlegen. Wir leben in einer anderen Welt, über die die Medien nur sehr selten berichten.»

Was Bilal betrifft, bedürfte es solcher «Ermunterungen» gar nicht. Der Jüngling hat nur eines im Sinn: nach London weiterzureisen, wohin seine schöne, scheue Freundin mit ihrer Familie emigriert ist. Da ihm alle Transportmittel verwehrt sind, beschliesst er kurzerhand, den Ärmelkanal schwimmend zu überqueren. Unterstützt wird er dabei vom Schwimmlehrer Simon, der dem jungen Kurden bald auch Unterschlupf gewährt.

Das von vornherein zum Scheitern verurteilte Vorhaben zeitigt für alle Beteiligten böse Folgen. Im professionellen Schwimmanzug schafft es Bilal bis kurz vor Dover, wird von den britischen Behörden aber postwendend zurückgeschickt – in einem Plastiksack. Ein Nachbar denunziert Simon wegen «Beihilfe zu illegalem Aufenthalt»; der Schwimmlehrer bekommt nächtlichen Besuch von der Polizei und muss sich fortan täglich auf der Wache melden. Die Hilfsorganisation endlich, in der Simons Ex-Frau Nahrung und Kleider an Migranten verteilt, gerät ins Fadenkreuz der Behörden, die, wie ein Polizist freimütig zugibt, seit Monaten «von oben» unter Druck gesetzt werden, den Aktivisten das Leben schwerzumachen.

«Welcome», der Titel des Films, verweist hinter Sinnig auf die Aufschrift, die der Fussabstreifer von Simons fremdenfeindlichem Nachbar trägt. Das Drehbuch wirkt mitunter etwas holzschnittartig. Doch werden die Figuren von fesselnd lebensechten Schauspielern verkörpert (allen voran Vincent Lindon als Simon) und stellt der Plot eine Frage, die jeden im Saal ansprechen mag: «Wie würde ich mich verhalten in einer Situation wie jener des Schwimmlehrers?» In Frankreich muten derlei Gedankenspiele nicht einfach theoretisch an. Seit 2002, als Sarkozy Innenminister wurde, haben sich die Ausschaffungen fast verdreifacht. Heuer sollen es 27 000 sein – der Präsident fixiert das Plansoll jeweils am Jahresanfang.

Liefert «Welcome» Anschauungsmaterial zu Sarkozys Einwanderungspolitik, so reicht «Cette France-là», ein jüngst im Eigenverlag veröffent-



Der Schwimmlehrer (Vincent Lindon) und sein Schüler (Firat Ayverdi) in «Welcome».

lichtes Kollektivwerk von 23 Gesellschaftswissenschaftlern, Aktivisten aus Bürgerinitiativen und Journalisten, eine dichte Analyse nach. Ein ambitioniertes Unternehmen: Die 450 eng bedruckten Seiten decken nur den Zeitraum zwischen Mai 2007 und Juni 2008 ab, bis zum Ende von Sarkozys Amtszeit 2012 sollen weitere Bände folgen. Die ersten drei Teile von «Cette France-là» bestehen aus achtzig Schilderungen der Odysseen von Sans-Papiers, aus einem detaillierten Inventar der Applikationen und Auswirkungen von Sarkozys Immigrationspolitik und aus 21 Résumés der Art und Weise, wie Regionalpräferenzen diese Politik umsetzen. Der Tonfall eisiger Sachlichkeit, den die Autoren dabei pflegen, macht die Lektüre der schier endlosen Folge von geringen bis groben Verstössen gegen rechtsstaatliche und menschenrechtliche Grundsätze nur noch schockierender.

Am meisten Sprengkraft birgt der vierte und letzte Teil. Systematisch werden hier die vermeintlich rationalen Argumente widerlegt, auf die Sarkozy seine Immigrationspolitik abstützt. Mit Bezug auf Studien von Migrationsforschern und Ökonomen sowie der OECD, der Uno und des Statistischen Amtes der EG entkräften die Autoren verbreitete Thesen wie jene, dass ohne Restriktionsmassnahmen die Invasion von Millionen von Afrikanern drohe, dass Sans-Papiers die Staatsfinanzen belasteten, die Arbeitslosigkeit verstärkten und Sozialdumping hervorriefen.

Triumph des Willens

Fazit der Analyse: An ihren eigenen Zielvorgaben gemessen, halte Sarkozys Immigrationspolitik nicht, was sie verspreche. Die Ausschaffung von Sans-Papiers, die bereits in die Arbeitswelt integriert sind, sei ein Hindernis für die vom

Präsidenten versprochene Wirtschaftsdynamisierung. Tatsächlich haben in jüngerer Zeit etliche Unternehmer gegen die forcierte Ausschaffungspolitik protestiert – auch aus Angst, bereits geförmete Arbeitskräfte zu verlieren. Solcher Protest aus einem Lager, das naturgemäss eher rechts steht, ist präzedenzlos. Auch Sarkozys Unterscheidung zwischen einer passiv geduldeten und einer aktiv quasi handverlesenen Immigration («immigration subie» bzw. «immigration choisie») sei kontraproduktiv. Immigranten würden sich sehr oft integrieren. Illusorisch sei es zudem, gut ausgebildete Arbeitskräfte ins Land holen zu wollen, ohne ihnen die Möglichkeit zu geben, sich dauerhaft zu etablieren und «unerwünschte» Familienmitglieder nachkommen zu lassen. Die sprichwörtlichen indischen Informatiker machen derzeit einen weiten Bogen um Frankreich.

Vielleicht, mutmassen die Autoren des Bandes, verfolge Sarkozys Immigrationspolitik aber einen ganz anderen Zweck. Der Präsident wolle vor allem das Vertrauen in die Handlungsfähigkeit der Classe politique wiederherstellen. Auf die Entwicklung von Kaufkraft oder Arbeitslosigkeit habe er wenig Zugriff. Machbar sei es hingegen, eine vorbestimmte Zahl von Sans-Papiers auszuschieben. Thomas Hammarberg, der Menschenrechtskommissar des Europarats, schrieb im November in einem Bericht über Frankreich, das jährliche Plansoll werde offenbar so festgelegt, dass es erreichbar sei. Die Ausschaffungspolitik des Präsidenten, schlussfolgert «Cette France-là», wolle vordringlich zeigen, dass es möglich sei, eine selbst gesetzte Zielvorgabe zu erfüllen. Letztlich gehe es um nichts anderes als das: den Triumph des politischen Willens zu inszenieren.

Marc Zitzmann

Von Wörtern und Murmeln

Javier Mariás' Lob des Übersetzers

20 000 Dollar und bloss keine Schreibkurse: Javier Mariás bekam in Chile den Premio Iberoamericano José Donoso und lobte die Arbeit des Übersetzers als literarische Übung.

Vorstellungskraft und Arbeit mit der Sprache sind nach Ansicht von Javier Mariás die einzigen Schlüssel zum literarischen Erfolg. Und: Bloss keine Schreibkurse! Das sagte der spanische Schriftsteller Ende März in Chile vor rund 250 Zuhörern. Der Verfasser von «Mein Herz weiss» und anderer internationaler Erfolge war zur Verleihung des mit 20 000 Dollar dotierten Premio Iberoamericano José Donoso in die chilenische Stadt Talca gereist. Der Preis wird dort seit 2001 von der Universität und vom Banco Santander an spanischsprachige Schriftsteller für ihr Gesamtwerk vergeben.

Mariás dankte die Anerkennung mit einer Rede zum Thema «Der Schriftsteller als Übersetzer». Dabei bezeichnete er die Arbeit des Übersetzers literarischer Texte als ergiebige Übung zum Umgang mit Wörtern, «mehr noch als Lesen», so der Autor. «Indem man die eigene Sprache in den Dienst eines anderen stellt, verzichtet man auf den eigenen Stil. Das ist sehr wichtig, weil man dabei zwar zunächst fremde Erzählstile übernimmt und von ihnen lernt, gleichzeitig aber erkennt, dass man über eigene Register verfügt.»

Der Schriftsteller ist selbst als Übersetzer tätig, unter anderem hat er Thomas Hardy, William Faulkner oder Robert Louis Stevenson aus dem Englischen ins Spanische übertragen. Für seine Übersetzung von Laurence Sternes «The Life and Opinions of Tristram Shandy, Gentleman» bekam er 1979 den Spanischen Staatspreis für Übersetzung. Mariás hat einen Teil seiner Jugend in den USA verbracht, wohin die Familie vor den Repressalien der Franco-Diktatur geflüchtet war. Später lebte er einige Jahre in Oxford, wo er unter anderem Theorie des Übersetzens unterrichtete.

Derzeit arbeitet Javier Mariás an einem neuen, «relativ kurzen» Roman, den er in Chile als «reine Zugabe» bezeichnete. Nach Vollendung seiner rund 1600 Seiten umfassenden Trilogie, «Dein Gesicht morgen», bleibe ihm nichts mehr. Hinter ihm liegen vierzig Jahre literarischen Schaffens, zehn Romane und drei Erzählbände. «Ich habe das beunruhigende Gefühl, dass ich das, was ich erreichen konnte, geleistet habe», sagte er. Der 57-Jährige beklagte zudem den schleichenden Verlust einer gewissen Verantwortungslosigkeit: «Als ich anfang, war Schreiben für mich nichts anderes, als mit Murmeln zu spielen.» Heute müsse er sich, ohne geistige Landkarte, nur geleitet von einem Kompass der Ideen, durch das Reich seiner Vorstellungskraft schlagen, «ein unsicheres Gelände im nebligen Halbschatten».

Brigitte Kramer

Auf der Suche nach der verlorenen Stille

Philipp Eglis Tanzstück «Silence.Now!» in St. Gallen

Was ist die Stille? Was ist Schweigen? In der zweiten Hälfte von Philipp Eglis «Silence.Now!» sucht die Tänzerin Laura Ramos Santana nach Worten, die Stille zu beschreiben. Dann verlässt sie den Tanzraum in der St. Galler Lokremise und schreit draussen einfach einmal richtig und kräftig los. Um dann, wiederum vor Publikum, stumm Worte zu bilden. Sie wird unterstützt durch ihre Gefährten, die alle reden, ohne dass ein Wort über die Lippen kommt, während von ferne ein Radio den Ton angibt. Keine Ruhe. Nirgends.

Philipp Egli verlässt Ende Spielzeit das Theater St. Gallen. Er wird noch ein Stück für die St. Galler Festspiele in der Kathedrale choreografieren, doch «Silence.Now!» ist seine letzte Produktion innerhalb der Institution. Es ist ein grosses Werk geworden, dem man eigentlich nur etwas vorwerfen kann: Dass die Magie, in die uns Egli mit seinen 12 Tänzerinnen und Tänzern und dem Perkussionisten Gilson de Assis

verstrickt, entzaubert wird durch eine Pause. «Silence.Now!» führt mehr als Eglis frühere St. Galler Choreografien zurück zu seinen Wurzeln als Tänzer bei den belgischen Rosas. Zu Beginn führen die Tänzerinnen und Tänzer ihre Bewegungsphrasen vor, deren Kopien samt Variationen sowie Phrasen von Tänzern, die nicht mehr im Stück sind. Sie kommentieren sie, was selbstredend geschwätzig ist – auch das passt zum Thema. Wie jenes Loch, das der Bühnenbildner Peter Nolle in den Tanzboden hat fräsen lassen und aus dem der Dreck des Untergrunds dringt – Baustelle und Grab in einem. Die Phrasen werden wiederholt, variiert und, von verschiedenen Gruppen getanzt, einander entgegengesetzt. Dann verfällt das Ganze im Chaos, die Tänzer verschwinden, mehr oder weniger lautstark, von der Bühne, um dann von Gilson de Assis wieder zur Ordnung gerufen zu werden. Der brasilianische Perkussionist bündelt stets

von neuem das Geschehen, mittels verschiedener Instrumente, elektronischer Musik, Schläge auf den Körper und Silben, welche die Tänzer aufnehmen. Am besten aber sind jene Szenen, in denen sie der Stimme des Perkussionisten ihre ausladenden Bewegungen entgegenstellen – als müsste ihr Tanz hier und jetzt Ruhe schaffen.

Zusätzlich lässt Philipp Egli Musik von anderen brasilianischen Künstlern wie Naná Vasconcelos oder Vanessa de Mata einspielen, aber auch den Eingangssong «I Lost a Sock» aus dem «Lost Objects»-Oratorium von Bang on a Can. Und gleich zweimal singt Stephen Fretwell «I'm going away / Where the wind beats heavy on the sand / Do you want to come with me?» Klar wollen wir das, lieber Philipp Egli, wenn uns da, wo du hingehst, solche Stücke erwarten. Dafür werden wir uns auch die Füsse in den Bauch stehen. Wenn nötig zwei Stunden lang.

Lilo Weber

NEUE HÖRBÜCHER

Hundert Jahre, hundert Dichter

Seit 1956 hatte der Philologe Arthur Luce Klein systematisch Originaltonaufnahmen aus Archiven geborgen oder deren Einspielung veranlasst. Mit einer Audio-Anthologie, welche 100 poetische Stimmen mit insgesamt 453 Gedichten chronologisch vorstellte, legte er 1970 ein Monumentalwerk vor, das ein Jahrhundert umfasste. Als Claudia Baumhölzer diesen «Spoken Arts Treasury» im Jahr 2000 erstmals der deutschen Öffentlichkeit erschloss, wurde das verlegerische Wagnis unisono von der Kritik gefeiert. Nun liegt das sprechende Kompendium als Neuausgabe vor: eine Kollektion auratischer Stimmen, welche bisher abstrakte Namen verwandelt in eine stimmlich-sinnliche Begegnung mit Autoren und Textgestalten. Da ist Gertrude Steins Singensang, da sind Ezra Pounds erschütternd brüchig vorgetragene «Cantos», während

E. E. Cummings mit distinkter Artikulation besticht. Die individuellen Timbres und Sprechmelodien stiften augenblicklich eine Beziehung zwischen Hörendem und Stimme: von W. H. Auden bis hin zu den «Beat»-Poeten der sechziger Jahre und den prekären Bekenntnissen von Anne Sexton oder Sylvia Plath. Schmerzlich vermisst man Angaben zu den Aufnahmezeiten, um die akustischen Stimmungslagen auf den Zeitlinien der Biografien zu verorten. Statt Raoul Schrotts Stereotypen der Schriftlichkeitskritik hätte man sich ein informativeres Vorwort gewünscht, welches nicht nur über die Entstehungsbedingungen der Aufnahmen Auskunft gewährte, sondern auch über die ethnischen Hintergründe der Dichter: Dass mit dem «Spoken Arts Treasury» nicht zuletzt ein poetischer Kanon des «White Anglo-Saxon Protestant Male» vorliegt, bedürfte angesichts einer «Frauenquote» von nicht einmal zwanzig Pro-

zent (18:82) literatursoziologisch und -historisch ebenso eines Kommentars. All dies vermag die Wirkkraft der epochalen Edition indes nicht zu mindern: Die Aufnahme des Flüchtigen und dessen Publikation auf CD verführen zur Umformulierung des alten Wortes: Was bleibt, das stiften die Stimmen der Dichter.

The Spoken Arts Treasury. 100 Modern American Poets Reading Their Poems. 14 CD (893 Min.). Der Hörverlag 2008.

Terror und Spiel

Etwa 500 Briefe wechselten sie über dreissig Jahre hinweg und blieben einander dabei in wörtlicher Schläue wenig schuldig. Siegfried Unseld wollte den markanten Autor unbedingt halten, wie umgekehrt für Thomas Bernhards maximale Ansprüche nur Suhrkamp in Frage kam. Bis zum Erscheinen von «Frost» (1963) gab sich der Debütant dem pro-

minenten Verleger gegenüber noch manierlich. Als der tief finstere Roman den Durchbruch gebracht hatte, polte Bernhard den Ton seiner postalischen Noten auf abrupte Ton-Wechsel zwischen Lob und aggressiven Forderungen. Nur der eigenen Logik gehorchend, überzog er Abgabetermin, kündigte Verträge einseitig auf und torpedierte Unseld mit Beschuldigungen der totalen Ignoranz, die dem Verleger kein geringes Mass an Begütigung und Erklärung abnötigten. Zwei Mittel erwiesen sich als probat, den aufsässigen Autor kurzfristig zu beruhigen: Durch persönliche Besuche auf Bernhards Ohlsdorfer Hof vermochte Unseld den Anwurf zu entkräften, Autor und Werk seien bloss Objekte «dilettantischer Geschäftigkeit»: Man wänderte, man sprach, man ass und man trank. Als Königsweg, den tobenden Dichter zu befrieden, erwiesen sich letztlich die nicht unbeträchtlichen Honorare, wel-

che für Bernhard den Wert seines Werks objektivierten. Es ist bemerkenswert, dass man der akustischen Fassung der Korrespondenz den Vortritt vor der (für Mai angekündigten) Buchausgabe gewährt. Was dabei erheblich befremdet, ist die Besetzung: Dem für seine hysterischen Bernhard-Figuren bekannten Gert Voss wurde paradoxerweise der Part Siegfried Unselds zugewiesen: Im vollmundigen «Harry-Rowohl-Ton» markiert Voss den sinnesfreudigen Patriarchen. Peter Simonischek, sonst eher im sonoren Fach, gibt die Bernhardschen Erregungen im Diskant des Querulanten. Es fragt sich, ob die Intensität dieser Briefe tatsächlich ein derart akustisches Satyrspiel benötigt.

Thomas Bernhard / Siegfried Unseld: Briefwechsel, gesprochen von Gert Voss und Peter Simonischek. 3 CD (240 Min.). Der Hörverlag / HR 2 2009.

Christiane Zintz